

## 9) Die Bauern von Steig.

Roman von Alfred Suggenberger.

Aber in meinen Augen hatte diese Art von Bückigung etwas Furchtbares. Nicht wegen der Schmerzen, die kamen nicht in Betracht. Nur wegen der Schande. Mir schien, so etwas könne niemand, der es mit angesehen, mehr vergessen. Ich dachte auch später noch, wenn mir Johann Behr begegnete, fast immer zuerst an jene klägliche Szene, und wenn ich ihn etwa in der Alge mit dem Lehrer jassen sah, mußte ich mich jedesmal fragen: jassen kannst Du mit ihm?

Ich weiß noch genau, was mir damals durch den Kopf ging, als der Lehrer, ohne die Antwort von mir abzuwarten, nach dem Stocke langte und mir einen Streich über Schulter und Rücken gab, den ich ohne zu zucken hinnahm. „Nur diesen Streich! Ich lasse mich nicht aus der Bank ziehen!“

Er holte wieder aus, der Stoc schwebte über mir in der Luft.

„Ja oder nein!“

Ich preßte die Lippen aufeinander und saß steif wie gefroren. Reden konnte ich nicht.

Da streckte er die Hand nach mir aus, er wollte sich über mich beugen, um mein Kleid zu fassen. Sein zornrotes Gesicht war ganz nahe an dem meinigen.

Jetzt geschah das Unerhörte: ich wehrte mich mit geballten Fäusten. Ich schlug nach seinem Kopfe.

Er prallte leicht zurück, um mich aber sofort wie ein Rasender anzufallen. Aber mit schnellem Auf entwand ich mich dem Griff seiner Hände, glitt unter der Bank durch an ihm vorbei und gewann die Türe, bei der ich, vorläufig in Sicherheit, in feindseliger Haltung stehen blieb.

Es war totenstill in der Schule. Der Lehrer stand sprachlos und sah bald auf mich, bald über die anderen Schüler hin, als wollte er fragen: Habt Ihr's gesehen? Hat es jemand gesehen?

Endlich fand er die Sprache wieder. „So, Du Saubub! Du Bettelbub! Du machst mir solche Sottisen? — Sofort gehst an Deinen Platz!“

„Wenn ich will!“ jagte ich verbissen. Es kam ein wohlküstiger Trost über mich. Was lag daran, ob nun alles drunter und drüber ging? Aus der rechten Bahn war ich nun doch heraus. Für immer, das schien mir so klar in diesem Augenblick, daß ich über die Knaben und Mädchen vor mir hinwegsehen konnte, als über fremde, mir feindselig gestunte Menschen, mit denen ich nun nichts mehr gemein hatte.

Der Lehrer schien sich einen Augenblick besinnen zu müssen. Plötzlich herrichte er mich in abfertigendem Tone an: „Geh hinaus, verdorbener Mensch! Und komm mir nicht mehr unter die Augen! — Natürlich.“ fügte er verächtlich bei, mehr gegen die andern Schüler gewendet, „natürlich, der schlägt nicht aus der Art. Der Apfel fällt nicht weit vom Stamm.“

Der Schimpf, der in diesen letzten Worten lag, kam mir sogleich in seiner ganzen Bitterkeit zum Bewußtsein. Wer gab ihm ein Recht, meinen Vater in mir zu schmäheln? Hatte nicht der Kirchenpfleger Straßer einmal auf dem Friedhofe zu mir gesagt: „Bub, Du mußt nicht braver werden, als Dein Vater war. Bloß den Spießbuben weniger trauen.“

Es kam ein dumpfe Wut über mich. Ja — es mußte heraus, das häßliche Wort! Ich mußte es meinem Feind an den Kopf werfen:

„Ihr habt die Aigenwirtin auch in die Wange gekniffen!“

Der Lehrer stand eine Weile sprachlos, bleich wie eine Wachsfigur. Plötzlich schoß er mit der Wut eines Rasenden auf mich los. Ich glaube, es hätte auch für ihn kein gutes Ende genommen, wenn er mich jetzt in seine Gewalt bekommen hätte.

### Die Flucht nach Ägypten.

Wie ich damals die Treppe hinab über den Schulplatz und ins Unterdorf gekommen bin, weiß ich nicht. Erst beim Steinernen Platz wagte ich mich umzusehen. Die Straße hinter mir war leer. Stamms Knecht Andreas spaltete Masterholz nicht weit von dem Brunnen, bei dem ich gestern

Nacht auf Margritte gewartet hatte. Er rief mir nach, ob's brenne oder ob dem Schneider Wui eine Geiß am Verreden sei?

Da besann ich mich auf meine Umgebung und fing an, langsamer zu gehen. Die Häuser zu beiden Seiten der Straße schienen alle schon zu wissen, was ich angestellt hatte; sie standen schweigend und böse da. Kirchenpfleger Straßers Wagenschopf hatte sich sogar, wie es mir vorkam, ein wenig gegen die Gasse hinaus vorgeschoben; ich hätte mich nicht verwundert, wenn er plötzlich zu reden angefangen hätte: „Was willst du noch da auf der Straße, wo nur rechte, ordentliche Menschen gehen? Du hast ja nicht einmal eine Kappe an!“ Unwillkürlich fuhr ich mit der Hand nach dem Kopfe, — richtig, nun hing meine braune Wollmütze noch am dritten Nagel vor dem Schuleingang!

Beim Häuschen des Schneiders Enz angekommen, schlüpfte ich in den niedrigen Holzschopf hinein. Auf dem Scheitstock sitzend, überlegte ich lange, was jetzt anzufangen sei. Immer schwerer fiel die Last des Geschehenen auf mein Herz. Mein ganzes Leben hatte einen Stoß bekommen. Mein Malertraum kam mir in diesem Augenblick als eine ganz lächerliche Sache vor. Die kunstvoll aufgeschichtete Scheiterbeige neben mir, an der ich nun mehr als einen Monat gebaut hatte, und die noch gestern mein Stolz und meine Freude gewesen war, sah mich hilflos an und konnte mir nicht raten. „Warum machst du so dumme Sachen?“ sagte sie. „Warum stiehst du Maltschachteln und warum bist du unredlich an deinen Kameraden? Und hat dir der Lehrer nicht die Geschichte vom Schabkästlein und die sechs Franz Hofmann-Bücher zum Besen gegeben?“

„Jetzt ist's halt so!“ gab ich ganz laut und trocken zur Antwort.

Darauf fing ich an, die abenteuerlichen Pläne auszu-spinnen, in welchen des Schneiders alte Pistole keine geringe Rolle spielte. Zuerst baute ich mir eine Hütte aus Moos und Reiten im dünnsten, verlorensten Winkel des Tobelwaldes. Da ich mich auch da nicht genügend geschützt und geborgen fühlte, mußte sich in dem verfallenen Gemäuer der Limpergruine irgendeine unterirdische Gewölbe finden. Warum denn auch nicht? Jede Burgruine, von der ich in den Franz Hofmann-Büchern gelesen, besaß ihren geheimen Gang, ihren verborgenen Schlupfwinkel, der dazu meistens als Schabkammer gedient hatte. Es galt einfach einen von Gebüsch überwucherten Stein auf die Seite zu wälzen. Eigentlich war es zum Lachen, daß ich nicht schon früher auf diesen Gedanken gekommen war, hatte doch der alte Wagner Jochem, dem die große, magere Känzelwiese samt der Ruine und dem daran stoßenden Föhrenwäldchen gehörte, schon oft gesagt, er würde diese zwei Zuckarten Föhellandes nicht gegen Gemeinderat Kinspergers Nächstader vertauschen, der doch an Keflers Gant runde dreitausend Frank gegolten und der jetzt nicht um viertausend feil wäre; denn im Limperg liegen noch Sachen verborgen, die heutzutage kein Goldschmied mehr machen könne.

Zuviel versprach ich mir von der Schabkammer freilich nicht. Aber ein warmer, sicherer Unterdusch war mir auf dem Limperg gewiß. Nur ein Bedenken macht sich bemerkbar: der Ort war auch gar zu wenig abgelegen. Aus einer noch halb erhaltenen Fensterluke hatten wir oft beim Räuberwiel nach Trüb, Rehrbach und Mettmern hinab Ausguck gehalten, und die Straße von Trüb nach Steig herauf führt sogar, nachdem sie die Limperghöhe mit mancher schlauen Windung erstiegen hat, gemächlich mitten über die Känzelwiese hin.

Ich wußte, daß Frau Rife an diesem Nachmittag drüben bei Rehrbachers waschen half. So machte ich mich gemächlich ins Haus und in meine Kammer hinauf, wo ich mich ohne Gast anders anzog. Alles, was ich tat, geschah unter einem gewissen traumhaften Zwang. Einmal, in dem Augenblick, als ich drunten in der Stubenkammer stand und, mich über das Bett hinbeugend, nach der Pistole langte, ging mir blitzartig der Gedanke durch den Kopf: Wenn sie dich dann irgendwo tot finden würden? ... Da fiel mir etwas ein und ich sagte ganz laut zu mir selber: „Nein!“ Der Pfleger Stoder hatte einmal im vergangenen Herbst, als ich im Tobelwalde spät abends mit einer Bürde Besenholz an ihr

vorbei mußte, zu mir gesagt: „Verlier nur den Weg, Neberzahn!“

Mit leidlich gutem Rat machte ich mich über Wagners Baumgarten und über die hartgefrorenen Wiesen hinweg nach dem Känzelißweg hinaus. Aber kaum daß die letzten Häuser um Aufweite hinter mir lagen, kam es wie eine Lähmung über mich, die Füße wollten mir am Boden festkleben. Wo wollte ich denn hin? Das Lächerliche meiner romantischen Pläne von vorhin kam mir voll zum Bewußtsein. Sollte nicht der Wagner Jochen schon hundertmal mit der schweren Kreuzhane und mit dem Hebeisen im Gemäuer des Limpergs gewühlt und gestochert und dabei nirgends die kleinste Ritze oder Lücke aufgedeckt?

Langsam schritt ich den sanftanstiegenden Wiesenpfad hinan; zögernd bog ich in die Straße ein. Nun — am Ende konnte ich es ja auch anderswie versuchen. Um halb drei Uhr war ich schon in Trüb, wenn ich mich etwas beeilte. Es war mir ein Leichtes, vor Nacht bis Nehrbach, ja bis über Mettmern hinaufzukommen. Sollten sich denn nicht irgendwo zwei alte Leute finden, die mich an Kindesstatt aufnahmen, wie den Sebalduß Engelhart in der Geschichte vom Schatzkästlein?

Auf dem Känzeli blies ein scharfer Wind, der schien unmittelbar von den fernen Schneegebirgen herüberzukommen, die mit ihren Spitzen über den dunkelbewaldeten Trüberberg kalt hereinragten. Die Dörfer in der Talsohle lagen in winterlicher Unfreundlichkeit da. Ueber die Dächer der neuen winzigen Arbeiterhäuschen wälzten sich dicke, schwarzgraue Rauchwolken hin, die einem der hohen Fabrikamine in scheinbar immer schwereren Massen entquollen. Ein Eisenbahnzug leuchtete talauf, langsam, wie eine riesige braune Schnecke, die den ausgestoßenen Atem als ein häßliches Anhängsel mit sich schleppt. Jetzt hielt er beim Nehrbacher Güterschuppen still, um einen andern Wagenzug, der auf glattem Gleise hochmütig und mühelos abwärts rollte, mit bösem Fischen an sich vorbei zu lassen.

Wo stand nun wohl das zwischen Bäumen versteckte Haus, wo waren die zwei alten Leute Friedbert und Regina daheim, die den Sebalduß Engelhart aufnehmen würden? ... Mit liebloser Härte fiel mir eine Erkenntnis aufs Herz: das Leben trägt ein ganz anderes Antlitz als das, womit es uns aus schönen Büchern ansieht.

Es fröstelte mich. Ich wandte mich seitwärts nach der Ruine hinüber und freute mich, in dem Gemäuer einigen Schutz vor dem rauhen Winde zu finden. In der schwachen Hoffnung, es könnte vielleicht doch irgendein Wunder geschehen, wälzte ich da und dort einen Stein von seiner Stelle, fand es aber ganz selbstverständlich, daß nichts dabei herauskam.

Da bemerkte ich auf einem der noch stehenden Mauerreste einen mit Rotkreide gezogenen Kreis mit einem kleinen Brettstück als „Zweck“ in der Mitte. Wir hatten uns im vergangenen Sommer einmal da oben im Armbrustschießen geübt.

(Fortsetzung folgt.)

## Die Goldstadt.

Von Emil Ludwig.

### II.

#### Die Diamanten-Festung.

Schwarzer Qualm, plötzlich der hügeligen Steppe entsteigend, zeigt an: hier kämpft Mensch und Erde um Diamanten. Station Cullinan, zwei Stunden hinter Prätoria. Kaum hat der Wagen die Station verlassen, so passiert er ein ungeheures Stacheldrahtgitter, nach wenigen Minuten ein zweites, zwischen beiden gehen weiße Wachen auf und nieder. Jedesmal öffnet der bewaffnete Posten ein schweres Eisentor. Als es sich zum dritten Male hinter uns schließt, sind wir in der Festung.

Das ist die Premier-Mine. Seit Jahrzehnten wußte man, daß hier aus einem schmalen Fluß die Kinder der Klaffern zuweilen blinkende Steine fischen, um damit zu spielen. Aber man hielt diese Diamanten für alluvial. Vor zehn Jahren kam ein Wauspekulant, sah sich die Gegend an und sagte sich, mit dem Blide des begabten Laien: Das ist kein Alluvium, dort liegt ein Tallesel, so und so geformt: wahrscheinlich löst das Wasser die Steine aus dem Felsen ab. Er machte ein paar Proben, fand Steine, und jetzt ist er Chairman (Präsident) der größten Diamantenmine der Welt, die fünfzehntausend Klaffern und tausend Weiße beschäftigt und deren Reichthum für unermesslich gilt. Sir Tomas Cullinan. Nach ihm heißt der größte Diamant der Welt. Man ist versucht, einen so klugen Finder Genie zu nennen.

Alles, was die Diamanten angeht, ist auf eine merkwürdige Weise geheimnißvoll verriegelt und zugleich ganz offen. Ihr Markt ist ruhiger, obwohl ihr Preis viel stärker schwankt, als der des Goldes. Man spricht von ihnen viel weniger, und doch bringt ihre Gewinnung Ueberraschungen und Glückfälle, die die Goldmine nicht kennt. Wie eine Festung wird die Mine geschützt, niemand kann heraus, aber im Innern ist alles offen, türkenlos die Batterien, windig, fensterreich, durchscheinend. Herr, führe mich in Versuchung! Theoretisch kann hier keiner stehen, aber jeder zehnte Mann ist ein Defektiv und jeder dreißigste ist Defektiv des Defektivs. Jeder Beamte weiß sich in seinen privaten Ausgaben geheim überwacht. In jedem Kontrakt, selbst mit den höchsten Beamten, ist Kündigung auf 24 Stunden vorgeesehen. Sie erfolgt ohne Grund, man ist verdächtig. Hunderte von gestohlenen Diamanten werden von dunklen Händen zu elenden Preisen verkauft, aber niemand kann sagen, daß ein Stein fehlt. Alles ist offen.

Beim inneren Tore standen hundert neue Arbeiter im Kreise um einen, der ihnen in ihrer Sprache die Bedingungen erklärte. Noch sind sie nicht verbunden. Sie tragen noch ihre Tracht; Neger aus dem Portugiesischen, aus Betschuanaland, Matabels, die die Kompanie durch eigene Agenten aus dem Innern herbringt. Manche tragen ganz hohe Strohhüte, andere gestrickte Mützen, viele malerische Decken, denn jetzt frieren sie. Nun treten sie an einen Tisch und verpflichten sich durch Handzeichen auf einem Papier für sechs oder für zwölf Monate. Wir treten mit ihnen ein.

Nun sind sie die Gefangenen der Festung. Vor Ablauf ihrer Zeit können sie den Fuß nicht aus der Festung setzen. Aber es kann auch kein Weißer und kein Schwarzer ohne besonderen Paß hinein, nur die Chieffs (Hauptlinge) dürfen ihre Untertanen besuchen, und die Verwaltung weiß, warum sie diese Mächtigen mit vielen Ehren empfängt.

Die Neger scheinen glücklich, nichts ist ihnen verboten, denn hier können sie weder Waffen, noch Frauen, noch Alkohol erreichen. Es gibt also weder Trunkenheit noch gefährlichen Streit. In Höfen und Hallen sehe ich, wie sie sich frei von selbst noch Stämmen ordnen, wie ihnen Fleischer und Bäder bieten, was sie brauchen. In Decken gehüllt, liegen in den Schlaffälen ein paar Hundert, die Nachtschlaf hatten. Wollen sie selber kochen, finden sie Küchen. Sie verdienen, da sie Qualitätsarbeit leisten, viel mehr als in den Goldminen. Sie können bis 300 R. monatlich kommen. Ist ihre Zeit um, so werden sie noch zwei Tage behalten, um jede noch so natürliche Art des Diebstahls auszuschließen. Nun bekommen sie auch ihre Kleider wieder, die sie mit einem Bergmannsmittel vertauschen mußten. Dann gehen sie in die Heimat, dann kaufen sie eine Frau oder zwei. Häufig kommen sie wieder.

Nirgends in Afrika sah ich eine so tiefend kluge Organisation wie diese. Rhodes hat sie erfunden. (Der weiße Miner verdient viel weniger als beim Gold, denn da es keine Arbeit unter Tage gibt, gibt es keine Phthisis, nur an Erkältungen gehen manche ein, denn nachts ist es im Winter kalt und gegen Regen gibt es keinen Schutz. Alles ist offen.)

Wir fahren zu dem großen Loch. Das ist die Mine: Ein künstlicher Krater, jetzt schon an hundert Meter tief, wo rings ein Block von blauem Gestein nach dem andern langsam aus dem umlagernden roten Gestein gesprengt wird, Fels um Fels, immer tiefer. Der blue-stone (blaue Stein) ist es, der Diamanten führt. Es ist ein alter Krater, die Reste einer Eruption, die vor Jahrtausenden aus zischendem Gischte stumpfblau das Gestein emporgeworfen.

Drinnen, unten, wimmeln die Tausende, wie in einem Termitenbau. Es ist, als sähe man eine Kohlen- oder Goldmine im Querschnitt. Hunderte stehen auf dem Grund an den Sprenglöchern und bohren, Tausende. Reihen von fünfzig, von zweihundert Wagen folgen einander auf dem Grunde des Loches, auf Gleisen, erreichen eine schiefe Bahn, die nach oben führt, werden über die Fläche gezogen, rollen weiter, schleppen das abgesprengte Gestein in die Mörser, in die Batterien. Mit einem Blick überseht man von oberm Rande des Abgrundes das ganze System, wie vor einem Modell. Denn alles ist offen.

Die Sonne brennt in den Krater hinab, sie steht senkrecht. Plötzlich beginnt es zu läuten. Mitten aus dem Krater ragt noch ein Fels, der rot ist, also als wertlos stehen blieb. Auf ihm steht eine Zelle aus Blech, fest verschlossen; aus dieser Zelle läutet die Glode her. Dort sitzt der Glückliche von den Zehntausend, ein Junge, der nichts tut, als alle sechs Stunden läuten. Das bedeutet: es wird gesprengt.

Wir werden auf einen Hügel geführt, hundert Meter zurück. Lange Züge winziger Menschen ziehen sich aus dem Krater nach der Peripherie zurück. Manche klettern trotz des Verbores schneller die Felsen empor, andere ersteigen Treppen, Stufen im Fels. Sie gehen ruhig. Sie sind es gewohnt. Die Glode läutet.

Da löst sich im Krater bläulich eine leise Rauchwolke los. Wagerrecht schleicht sie entlang, lautlos. Langsam weichen noch immer die Züge zum Rande. Sie fürchten nichts, sie wissen ihre Verstecke. Es läutet ohne Pause. Jetzt löst sich vom anderen Ende unten eine zweite Säule ab, wieder wächst sie horizontal. Wie dort die letzten Menschen verschwinden, — man fragt sich, wohin. Nun folgen zwanzig Säulen zugleich, nun fünfzig, nun zweihundert. Von allen Seiten füllt sich der Krater mit waagrecht schleichendem Dampfe. Es wächst die dämonische Macht, unheimlich, lautlos. Nur aus der Mitte, nur vom roten Felsen läutet die Glode. Mir ist, als sähe ich einen Blinden an furchtbaren Gründen

wandeln. Ein Angstgefühl ohnegleichen steigt auf. Drängt sich der Rauch, dessen Quellen ich nicht kenne, dessen Zwecke ich ahne, nicht zwingend um mein Herz? Nun sind es tausend wagrechte Säulen. Schon vermischen sie sich, schon ist der Grund des Kraters eingehüllt in blaue Dünste . . .

Da, endlich, löst sich mit einem Male ein Krach, dumpf, wie das erste Grollen des Vulkans. Nun trachen zwanzig Schiffe, hundert, Hunderte. Dicht steigt der Vulkankreis empor. Nun wird er von fliegenden Felsen zerrissen. Wie steinere Raketen schießen blaue Blöcke durch den Rauch. Aber oben von den Rändern brechen rote Blöcke nieder, teilen stürzend die Wollen. Noch immer dröhnen verspätete Schiffe nach. Die Sonne ist verdeckt von dickem Rauch. Ist es nicht wie eine Götterschlacht, der oberen und der unteren? Aber am Ende zerfellen sie alle, im Sturze sich selbst zertrümmern.

Mühselig hat die Kunst wieder die Mischung gefunden, mit der einst die Erde selbst das Gestein zerbrochen, um nun an derselben Stelle nach zehntausend Jahren dasselbe Gestein noch einmal in die Luft zu sprengen.

Das Dröhnen ist aus, das Steigen, das Stürzen. Aber unablässig läutet noch vom Fels der schwarze Junge, der allein da oben ausgehalten: ein Kind in der Mitte des spreidenden Vulkans.

Der Rauch verfliegt, aus Verstecken, die ich nicht kenne, treten die winzigen Menschen hervor, bilden Züge, steigen hinab, beginnen aufs neue zu bohren. Nun verstimmt die Glode. —

In einem System von Stampfen, Wasser, Sieben, Trichtern, ähnlich der Goldmine, wird alles Gestein sortiert und zerkleinert. Bei gleicher Größe, etwa einer Nuß, sinken die Steine, die Diamanten bergen, nieder, die anderen fließen ab (Prinzip des spezifischen Gewichtes). Unser Führer erklärt: Von 999 Wagen ist nun der Inhalt ausgeschieden, nur ein einziger von tausend kommt auf die Bänder.

Draußen wächst die Halde von bläulichen Haufen, gelbrod steht hinter ihnen die Steppe mit ihren Hügeln im Lichte des Nachmittags. Es ist wie ein moralischer Friedhof, wohnin alles Wertlose geschleppt wird, wo bläuliche Grabmäler sich türmen.

In einem nervösen Schütteln, in zwiefach sich drehender Bewegung zerbrechen die Mörser die kleinen Steine wieder, die sich durch ihr Gewicht veraten haben: und das ist die Gefahr. Diamanten von seltener Größe gehen hier zugrunde, wenn nicht ein zufälliger Blick sie vorher sah. Jetzt werden sie halbnußgroß.

Dann stehen wir vor langen Gittern, hinter denen sich talgbedeckte Bänder bewegen: Der Talg hält die Diamanten fest und noch eine Menge anderer schwerer Steinchen. Langsam gleitet die Auslese vorüber. „Sehen Sie, da ist einer!“ Ein graues Steinchen verschwindet. Ein scharfes Messer, dicht am Bande, löst sie nun ab, in dieses Fett gewickelt. Sie fallen von selbst in einen Trichter, wo eine unsichtbare Kraft den Talg von ihnen wieder trennt.

Drüben steht der Sortiertisch. Alles ist offen, die Halle mit den Bändern, der Raum mit dem Tisch. Drei Leute stehen dahinter und sichten das viermal geschleete Gestein zum lezten Male. Mit schneller Hand wählen sie wieder nur einen aus von fünfzig, achtlos werfen sie ihn in eine alte Spardbüchse aus Blech. Zwei Herren schließen vor uns die Büchse auf. Dort liegen fünfzig oder achtzig Steine.

Sind das die Diamanten? Wie erschöpft von dem kolossaischen Felsen, der sie tausend Jahre bedrängte, von dem Leidensweg, den sie dann heute gegangen: durch Stampfer, deren doppelte Drehung sie zermalmen wollte, wieder geschüttelt und endlich durch elendes Fett gefangen: nun liegen sie da, bleich, müßsam, grau. Und ich dachte: Die Hand des Künstlers wird sie wieder beleben.

„Das ist hier die Hälfte“, erklären zwei Herren. „Im ganzen wird täglich etwa eine Keetasse voll.“ Er leert die Büchse.

Diese beiden Männer haben das Vertrauen. Wie jene blauen Steine, werden hier Tausende gefiebt, sortiert und wieder sortiert, bis ein paar Männer die Last des ungeheuren Vertrauens tragen müssen. Ich sah sie genauer an: sie waren bleich, wie jene lezten, ausgewählten Kostbarkeiten.

(Rhodes übergab dagegen die Kontrolle sämtlicher Diamanten in Kimberley am Schluß an einen Mann: „Er ist ein Oxfordler und er ist ein Gentleman. Wären es zwei, so könnten sie konspirieren.“)

Jeden Abend geht ein kleines versiegeltes Paket mit der Post nach der Zentrale in Johannesburg. Ehe die Bahn da war, noch vor vier Jahren, würde es täglich von bewaffneten Reitern zur nächsten Station gebracht. Es enthält eine Keetasse voll Diamanten. Aber niemand weiß am Abend, wieviel an diesem Tage gestohlen und wieviel zermalmt worden sind.

Die Herren zeigen mir das Modell des Cullinan, den ein Aufseher nach dem Regen aus dem blauen Gestein im Loch der Mine ragen sah: sonst hätten ihn die Mörser zerteilt. Ich dachte an den elektrisch strahlenden Glasstrahl im dunklen Gewölbe des Tower, wo seine beiden Hälften im Szepter Englands und in der Krone glänzen. —

Als wir gingen, fiel mir auf den Sortiertisch ein Bündel verrosteter Schlüssel auf. Der Herr lachte über meine Frage: „Das ist nichts wert. Beim Eintritt bekommen die Neger Schlüssel mit Nummern zu ihren Kleidern, die wir ihnen aufgeben, die Schlüssel verlieren sie häufig unten bei der Arbeit. Da sind die verlorenen, am Ende kommen sie mit heraus.“

Ich starre die rostigen Schlüssel an. Es waren die Zeichen

der Gefangenschaft von fünfzehntausend Schwarzen, die ihre Kleider weggeben mußten, um hundert Tonnen Felten Sprengen für einen einzigen Diamanten. Die Schlüssel alle mit den Gesteinen überwandten alle Mörser, Trichter, Siebe, allein mit ihnen blieben sie auf dem talgigen Bändern hängen. Sie lagen am Ende auf dem Sortiertisch: hundert verrostete Neger Schlüssel, neben einer Handvoll bleicher Diamanten.

## Tunnel unter Wasser.

Es gibt gewiß viele Ströme, die breiter und mächtiger sind als die Spree. Aber wenn diese auch für viele nicht mehr als ein armerlicher Ninnsal ist, so hat sie doch in der Wasserbautechnik schon öfter eine weit bedeutendere Rolle gespielt, als andere größere Flüsse. In einem wichtigen, ganz modernen Gebiet der Technik sind an der Spree zwei Systeme zum ersten Male erprobt worden. Der Fluß, der die Hauptstadt des Deutschen Reiches durchläuft, wird in kurzem unter seiner Sohle zwei Tunneln haben, die beide über die ganze Welt berühmt geworden sind. Der eine ist schon seit dem Jahre 1899 fertig. Der zweite wird in diesem Jahre in Betrieb genommen werden. Sie unterscheiden sich in Bauart und Zweck voneinander, und sie sind beide zum Vorbild für viele andere Tunnelbauten unter Wasser geworden.

Der erste Spreetunnel, der nun schon 14 Jahre ausgezeichnet funktioniert, liegt weit draußen vor der Stadt. Er ist ein enges Rohr, das die Vororte Stralau und Treptow miteinander verbindet. Es geht eine eingleisige Straßenbahn hindurch, deren Einkünfte die gewaltigen Kosten eines solchen Unterwasserbaues niemals amortisieren können. Der Tunnel verdankt denn auch nicht den Bedürfnissen einer Straßenbahnlinie, die man durch den Fluß nicht behindert sehen wollte, seine Entstehung, sondern es war ein Probebau. Vor 15 Jahren glaubte kein Mensch, daß es möglich sein könnte, in dem furchtbaren Morast, der sich unter der Spree sohe befindet, einen Tunnelbau so zu fundieren, daß er von schweren Wagen befahren werden könnte. Man leugnete die Möglichkeit, in diesem schwimmenden Gebirge eine ortsfeste Anlage zu machen, glaubte vielmehr, daß dort unten alles versinken müsse. Die Gesellschaft für den Bau von Untergrundbahnen, die ein Lebensinteresse daran hatte, zu zeigen, daß auch in dem schlechtesten Grund ein Tunnelbau möglich sei, entschloß sich darum, die Spree sohle für den ersten Tunnel als Baugrund zu wählen. Schlimmer als hier konnten die Verhältnisse an keiner Stelle der Stadt mehr liegen, durch die künftig Untergrundbahnlinien gezogen werden sollten.

Vor anderthalb Jahrzehnten war die Wasserbautechnik, namentlich die Technik des Bauens im Grundwasser, noch lange nicht so weit wie heute. Der erste Spreetunnel ist daher nach einem sehr komplizierten System angelegt worden.

Es wurde hier mit dem Druckluftschilde gearbeitet. Der ganze Tunnel ist nichts anderes als eine weite runde Röhre, die aus einer sehr großen Anzahl schmaler eiserner Röhrenstücke zusammengesetzt ist. Am Ufer der Spree, in der Tiefe, die der künftige Tunnel haben sollte, wurde eine nach allen Seiten hin geschlossene eiserne Kammer gebaut, die so geräumig war, daß viele Arbeiter darin tätig sein konnten. Diese Kammer wurde mit Druckluft gefüllt, und dann öffnete man in der Vorderwand der Kammer, dem sogenannten Brustschild, mehrere Schieber. Vor diesen lag der Schlamm, der zum Vortreiben des Tunnels eisenfest werden mußte. Das feuchte Erdreich konnte trotz der geöffneten Schieber nicht in die Arbeitskammer eindringen, da der Druck der komprimierten Luft dem entgegenstand. Mit Spaten konnte man nun bequem durch die Oeffnungen des Brustschildes hindurch das Erdreich abgraben, und es aus der Kammer nach hinten hinaus und nach oben schaffen. Wenn eine genügende Menge abgegraben war, wurde der Schild mit seiner Druckkammer durch 18 hinten an der Kammer angebrachte Wasserdruckpressen um die Breite eines Tunnelringes vorgeschoben, der Ring wurde eingesetzt, und mit Beton ausgegesselt. So setzte man einen Ring an den anderen, bis der ganze Tunnel fertig war.

Diese Methode eines Tunnelbaues hat viele Nachteile. Man muß hier bei künstlicher Beleuchtung mit Hilfe vieler komplizierter Anlagen arbeiten und hat ständig des gefährliche Flußbett über sich. Wenn einmal eine Störung in der Zuführung der Druckluft eintritt, können leicht gefährliche Einbrüche erfolgen, wie das denn auch geschehen ist. Die Arbeiter sind dort unten in der Kammer fest eingeschlossen. Alles, was von außen in die Druckkammer gelangen soll, muß erst eingeschleust werden, da ja das Druckgebiet niemals mit der freien Atmosphäre in direkte Verbindung treten darf. Die ganze Arbeitsweise ist ein wenig unheimlich.

Der neue Spreetunnel inmitten der Stadt, der der Untergrundbahn dienen soll, ist in vollkommen offener Baugrube hergestellt. Dies konnte geschehen, da man inzwischen gelernt hatte, das Grundwasser in ganz anderer Weise zu beherrschen, als dies früher der Fall war. Denn bei solch einem Tunnel unter dem Flußbett sind zwei vollkommen voneinander getrennte Wasserarten abzdämmen und fortzuschaffen, wenn man, wie dies bei offener Baugrube notwendig ist, den eigentlichen Bau vollkommen im Trockenem vornehmen will. Bei dem zweiten Spreetunnel wurde durch einen mächtigen Fangedamm, der mehr als zwei Meter breit war und aus Spundwänden mit dazwischen gestampfter

Lehmeinlage bestand, zunächst die offene Spree von der künstlichen Tunnelstrecke abgeschlossen. Der Bangedamm war wasserdicht, und so konnte man den ganzen Raum darin leer pumpen, so daß die nasse Sohle der Spree zutage trat. Doch diese Tiefe genügte noch keineswegs. Damit die Schiffahrt nicht behindert werde, war es notwendig, den Tunnel so tief einzusenken, daß seine Decke noch ein Stück unter dem Boden des Flusses liegt. Der Tunnelboden liegt also mehrere Meter unter der Flußsohle. Dort unten ist nun das Grundwasser der Feind. Dieses galt früher als unüberwindlich. Keine Spundwand kann so tief hinabgetrieben werden, daß das Grundwasser abgesperrt wird. Es sicker noch in den tiefsten Abgründen; wir haben keine Kenntnis davon, wo sein Bereich aufhört. Wie also ist es möglich, eine im Grundwasser liegende Baugrube trocken zu bekommen? Die Schnellpumpen und Tiefbrunnen haben den Menschen auch dazu in den Stand gesetzt. Nachdem das Spreewasser beseitigt war, wurde durch die wasserdichte Schlammdecke des Flußbettes hindurch in das nasse Erdreich dort unten eine große Anzahl weiterer Röhren sehr tief hinuntergegraben. Diese Tiefbrunnen wurden mit den Saugeleitungen mächtiger Dampfpumpen verbunden. Diese wurden angelassen und schafften ungeheure Wassermassen hinaus. Das an der Baustelle sich befindliche Grundwasser muß sich natürlich auch von irgendwoher ergänzen. Es finden im unterirdischen richtige Strömungen statt. Wenn man die Pumpen nun so kräftig arbeiten läßt, daß sie mehr Wasser herauschaffen, als der angebotenen Stelle wieder zuläuft, so ist es klar, daß der Wasserborrat an dem Bauort allmählich abnehmen, der Grundwasserspiegel sich senken muß. In der Tat ist es gelungen, das Grundwasser so weit aufzusaugen, daß man im Trocken eine Grube ausheben konnte, tief genug, um die Tunnelsohle auf dem Boden der Grube verlegen zu können. Man hatte mitten im Grundwasser ein tiefes Tal der Trockenheit erzeugt.

Der Spreetunnel für die Untergrundbahn ist nunmehr wasserbautechnisch fertiggestellt. Es ist zwar auch hierbei ein Wassereindbruch erfolgt; aber die Ursache hatte mit der Baumethode an sich nichts zu tun. Diese hat sich vielmehr glänzend bewährt und wird wohl nun auch an vielen anderen Orten angewendet werden. Die Tunnel unter Wasser sind auf diese Weise weit bequemer und billiger herzustellen, als dies früher der Fall war.

### Kleines Feuilleton.

**Im neuen Botanischen Garten.** Seit dem 1. April sind die Besuchsvordrucke des Sommerhalbjahres in Kraft. Der Garten ist daher wieder Sonntags, Dienstags, Mittwochs und Freitags von 2 bis 7 Uhr, die Gewächshäuser von 2 bis 6 Uhr mmentglich geöffnet. An anderen Tagen erhält man Zutritt, wenn man eine der Druckschriften des Gartens (z. B. einen Führer durch den Garten) beim Pförtner kauft. Die Gewächshäuser sind aber Sonnabends ganz geschlossen. Kinder unter 10 Jahren werden leider nicht zugelassen. Der Haupteingang „Unter den Eichen“ ist vom Bahnhof „Botanischer Garten“ kaum 10 Minuten entfernt. Die 10-Pf.-Fahrkarte reicht, vom Berliner Hauptbahnhof ab, aber nur bis Steglitz. Die Linie B der Straßenbahn führt von der Einfahrt beim Potsdamer Platz für 15 Pf. bis wenige Minuten vom Garteneingang.

Wenn wir das Portal durchschritten haben, grüßen uns schon am Eingang Weibchen- und Tulpenbeete, Hyazinthen und die gelben Büsche der Forsythien. Wir gehen den Hauptweg geradeaus weiter, so daß wir die Glaspaläste der Warmhäuser stets dicht zur rechten Hand haben, und kommen so in den deutschen Laubwald, unter dessen Kronen Primeln, blane Leberblümchen, Seid-Waß und andere Bewohner unserer Laubwälder in vollster Blüte stehen. Weiden und andere Gebüsch blühen ebenfalls. Links ab gehend bemerken wir die Ausläufer des Apiumins, der künstlichen Gebirgsanlage. Auf diesen steinigten Hügeln und um sie herum wandeln wir planlos zurück, indem wir uns von jedem bunten Farbensied leiten lassen. Ein Hauptreiz liegt schon im Springen der Knospen. Die Zweige der Lärchendäume sind dicht besetzt mit Knäueln junger Blätter im hellsten Grün. Ueberall spreizen dicke Knospen sternförmig auseinander, grüne, graue, weißfilzige, und aus der Mitte kommen dicke Weidenfäden, schlanke Blattsprosse oder junge Blütenähren, Myriaden neuer Weibchen, die tastend in den jungen Frühlings hinausspähen. Eine nahe Verwandte unseres Geißkrautes (*Erica carnea*), die zunächst in Tirol wild wächst, überzieht im Garten in fuffhohen, über und über rotblühenden Büschen die betreffenden Gebirgsstellen. Im Weitergehen finden wir in der Umgebung der Gipfel allerhand Primeln, Tulpen, Bergweiden und andere blühende Alpenpflanzen. Dicht daneben am Fuß der Gebirge, unter Waldbäumen die Flora süddeutscher und südeuropäischer Wälder. Blaue Meerzwiebeln, rötlicher Lerchensporn, gelbe Primeln, blane und weiße Anemonen, Nießwurz und andere Pflanzen stehen hier und da in schönen Büschen vereint oder lügen, wie z. B. Krokus, auch zwischen den Hänfblümchen des Grasrasens hervor. Hier läuft ein Wächlein durch den grünen Plan. Seine Ufer säumt die Bachwurz: spauentlange Kolben aus dicht gedrängten rötlichen Blüten; von Blättern noch keine Spur. Solche Pflanzen, bei denen eine scheinbar verkehrte Weltordnung die Blüten vor den

Blättern erscheinen läßt, Vorläufer genannt, spielen im Frühling die größte Rolle. Der „Jwed“ der Einrichtung ist, das noch schwache Sonnenlicht auszunutzen, ehe ein Blätterdach es schwächt. Unsere Gaseln und Erlen gehören hierher und die Lilien unserer Straßenränder, die blauen Leberblümchen und viele andere. Die auffälligste dieser Vorläufer ist die ostasiatische Forsythia, deren knallgelbe Büsche aus allen Anlagen leuchten, nirgends aber so prächtig, wie draußen im Botanischen Garten.

Man kann in einer Stunde sehr gemächlich einen großen Teil des Gartens besichtigen, man kann aber leicht auch viel mehr Zeit daran verwenden, wenn man sie hat und sich von den Blüten und von den Vögeln locken läßt. Denn diese, nicht die Menschen, scheinen die eigentlichen Herren hier zu sein. Ueberaus schmucke Buchfinken, Goldammern, Amfeln usw. treiben hier ihr Wesen und zwar in einer Ungebundenheit, die die Beobachtung doppelt anziehend gestaltet.

### Kulturgeschichtliches.

**Altbabylonische Geschäftsbücher.** Bei den jüngsten Ausgrabungen, die von der Universität von Pennsylvania in Nippur veranstaltet wurden, ist ein hochinteressanter Fund ans Licht des Tages getreten: in einer Art Gewölbe fand man die „Geschäftsbücher“ einer Firma, die vor 2400 Jahren blühte. Das Gewölbe muß in jenen vergangenen Tagen denselben Zwecken gedient haben, die heute die Stahlkammern einer Bank erfüllen. Die wichtigsten Dokumente eines großen Geschäftshauses waren hier verwahrt; freilich nicht in Form von Rechnungsbüchern, sondern in Aufzeichnungen auf Tontafeln, wie man sie im Jahre 487 vor Christi benutzte. Die Firma Muroschu Söhne in Nippur, in deren Geschäft wir durch diese „Bücher“ einen Einblick gewinnen, muß ein bedeutendes und ausgebreitetes Unternehmen gewesen sein. Sie war in der Zeit König Artaxerxes I. gegründet worden. Wie der „New York American“ berichtet, wurden viele Hunderte von Tontafeln entdeckt, die zeigen, daß sich die Firma mit den verschiedensten Handelsgewerben beschäftigte: sie verkaufte Juwelen und Edelsteine, vermittelte Grundstücke, verwaltete Vermögen usw. Unter den zahlreichen Kontrakten und Kaufabschlüssen, die auf den Tafeln verzeichnet stehen, interessiert besonders ein Garantieschein, in dem der Firma Schadenersatz versprochen wird für den Fall, daß ein Smaragd aus einem Goldring vor 20 Jahren herausfällt. „Bel-ad-iddina und Belshuna, Söhne von Bel und Patin von Bazuzu“, so lautet das interessante Schriftstück, sprechen also zu Bel-nadin-schumu, Muroschus Söhnen: Was den Goldring mit dem Smaragden angeht, so garantieren wir, daß 20 Jahre lang der Smaragd nicht aus dem Goldring fallen wird. Sollte der Smaragd früher herausfallen, so werden wir Bel-nadin-schumu einen Schadenersatz von 10 Stüd Silber leisten.“ Die Rechnungen erzählten sich auf einen Zeitraum von über 50 Jahren. Die Firma war hauptsächlich als Agent für eine Anzahl von reichen Persern tätig, die ihr Vermögen nicht selbst verwalten wollten.

### Aus der Natur.

**Der größte Wasserfall der Erde.** Wenn man den Rang der großen Wasserfälle bestimmen will, so muß man sich zunächst darüber klar werden, welche Eigenschaft in erste Linie gestellt werden soll. Es kommt dabei namentlich auf die Wassermenge und auf die Höhe an. Die Großartigkeit des Niagarra z. B. beruht hauptsächlich auf der ungeheuren Wassermasse. Daß diese für den Eindruck wesentlich bestimmend ist, lehrt ja auch schon der Rheinfall, der noch um mehr als die Hälfte niedriger ist und mit Recht als eine Schenkwürdigkeit und Natursehenswürdigkeit ersten Grades gilt. Die norwegischen Wasserfälle dagegen können sich an Fälle mit diesen nicht messen und unterliegen namentlich auch viel größeren Schwankungen der Wassermenge. Die Höhe des Sturzes aber, die nach Hunderten von Metern zählt, während sie beim Niagara nur höchstens 50 und beim Rhein sogar nur 21 Meter beträgt, fügt an Energie hinzu, was ihr durch die geringe Menge des stürzenden Wassers abgeht. Erst neuerdings bekannter gewordene Wasserfälle in Paraguay in Südamerika besitzen auch nur eine geringe Höhe. Bisher mußte man daher den Preis wohl den Viktorialfällen des Sambesi in Südafrika zuerkennen, die gleichfalls eine sehr große Wassermasse besitzen, dabei aber doppelt so breit und hoch sind wie der Niagarrafall. Es scheint aber einen noch größeren Wasserfall zu geben, der gleichfalls in Südamerika liegt und den Namen Kaieteurfall führt. Er gehört zum Flußgebiet des Essequibo bezw. dessen Nebenflusses Potaro. Er wurde vom Engländer Browne im Jahre 1870 entdeckt. Der Potaro stürzt dort über eine große Granit-schwelle von fast 120 Meter Breite 250 Meter tief hinab, und zwar in ganz freiem Fall, der weder durch Inseln noch durch andere Hindernisse gestört wird. Die Höhe würde also die des Niagarra etwa fünfmal, die der Viktorialfälle um das Doppelte übertreffen und um rund 100 Meter größer sein als die des K ö l n e r D o m e s. An Breite steht er freilich hinter den genannten Fällen zurück, auch an Wassermasse. Wegen der größeren Höhe aber ist die Kraft des Kaieteurfalles der des Niagarra noch überlegen. Sie wird auf 1265 000 Pferdestärken geschätzt gegen 1200 000 des Niagarra. Danach dürfte dem Kaieteur wohl der Ehrentitel des größten Wasserfalles der Erde beizulegen sein. Die Engländer rechnen darauf, daß seine Ausnutzung für die Entwidlung ihrer südamerikanischen Kolonie eine hohe Bedeutung gewinnen werde.